

Zeitschrift: Schweizer Spiegel
Herausgeber: Guggenbühl und Huber
Band: 41 (1965-1966)
Heft: 9

Artikel: Honeggers freier Tag
Autor: Frey, Rudolf
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1079500>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 14.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

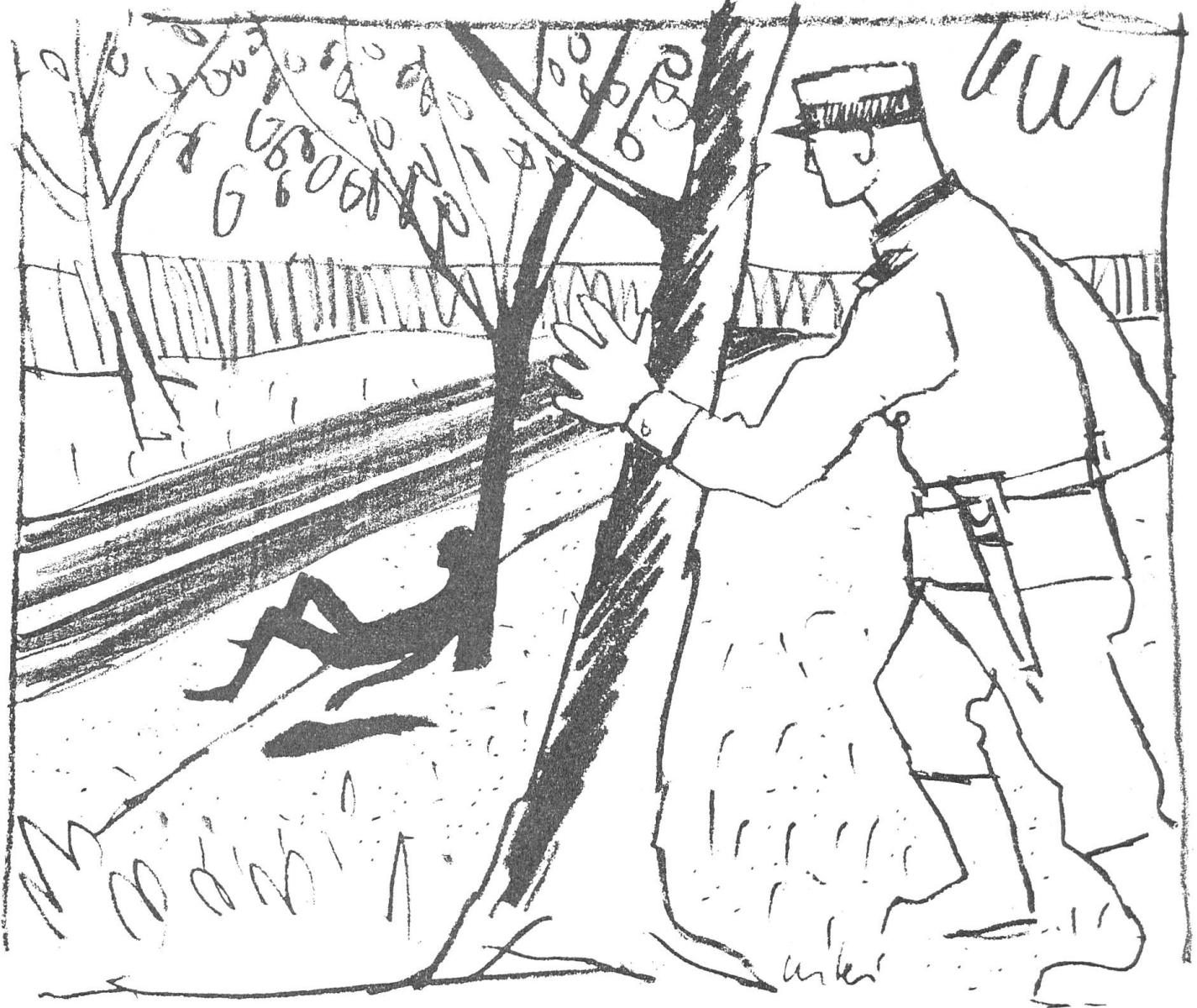


Illustration Hans Uster

Honeggers freier Tag

Erzählung von Rudolf Frey

Vor dem gemütlichen Kaminfeuer saßen drei Ehepaare anlässlich einer Einladung, an der in kleinem Rahmen ein mit nicht geringen Kosten neugestaltetes Wohnzimmer eingeweiht wurde: Dr. jur. Steinbrüchel, Sekretär des Verbandes der Verarbeiter nikotinarmer Tabake, und seine Frau als Gastgeber, sowie die hie und da einmal zu einem gemeinsamen Abend eingeladenen Nachbarn, Ingenieur Weber, Inhaber eines gutgehenden Radio- und Fernsehgeschäftes, und der Psychiater Dr. Leibundgut mit ihren Gattinnen.

Als Dr. Steinbrüchel die Birkenscheite mit einer Zündpatrone in Brand setzte, entspann sich eine Dis-

kussion, in welcher Dr. Leibundgut behauptete, ein offenes Kaminfeuer sei in einem modernen Wohnzimmer im Grund ein Stilbruch. Das wollte Ingenieur Weber nicht wahr haben. Jedes Haus, das sich sehen lassen dürfe, habe doch neuerdings ein Cheminée, und was sich in einer maßgebenden Schicht der Bevölkerung durchzusetzen pflege, entspreche doch schließlich wohl ihrem Stil.

«Da müßten wir uns also zuerst darüber einigen, was wir unter Stil verstehen wollen», lächelte Dr. Leibundgut, der gerne einmal den Boshaften spielte, «und wenn ich sage, Stil sei meines Erachtens die echte, einer Epoche angemessene Art zu leben, so ergibt sich allerdings, wenn man es recht überlegt, die überraschende Feststellung, daß Sie nicht ganz so unrecht haben könnten: Wenn es nämlich sicher keinem echten Bedürfnis entspricht, einen Raum mit offenen Flammen zu erwärmen, nachdem man es so viel billiger und praktischer mit der zentralen Oelheizung tun kann, so liegt das ganz im Zug unserer

Zeit, und das Kaminfeuer wäre also echte, unserer Epoche angemessene Art, unechte Bedürfnisse zu befriedigen. Ich gebe mich geschlagen.»

Frau Leibundgut wollte sich bei den Gastgebern für die ungeziemliche Bemerkung ihres Mannes entschuldigen, doch unterbrach sie Frau Weber, deren Wohnraum auch ein Cheminée schmückte. Sie warf Dr. Leibundgut vor, er gebe nur aus reinem Widerspruchsgeist solche Meinungen zum besten, denn als Psychiater müsse er doch wissen, daß es gerade für uns heutige Menschen ein echtes Bedürfnis sei, einmal in lebendige Flammen blicken und sprühende Funken sehen zu können.

«Vielleicht haben auch Sie ein Stück weit recht», gab Leibundgut zu, «wer nur die Skala des Thermometers einstellen muß, um unabhängig von Frost und Föhn im ganzen Haus die Behaglichkeitstemperatur zu garantieren, für den mag die Illusion nötig sein, etwas direkt Sichtbares zu leisten – vielleicht spielen da unbewußte Erinnerungen an die Zeit der Höhlenbewohner herein, wo einer, der es fertig brachte, eine Schnur zu drehen, eine Pfeilspitze zu schleifen oder ein Feuer zu entfachen ein Kerl war und ein unmittelbares Bedürfnis befriedigen half, während unsere heutige Wirtschaft es ja den meisten Menschen versagt, die Nützlichkeit ihrer Arbeit so unmittelbar vor Augen zu haben, wie etwa die Jagdgenossen, die der hungernden Sippe einen erlegten Bären heimbrachten. – Oder was meinen Sie, Herr Kollega von der juristischen Fakultät», wandte er sich an Dr. Steinbrüchel, «besteht denn Ihre Arbeit nicht im Wesentlichen darin, zunächst ein noch gar nicht vorhandenes Bedürfnis nach Tabak und insonderheit nach nikotinarmem Tabak zu wecken, oder sehen Sie mehr als einen vagen Zusammenhang zwischen dem, was Ihre graue Hirnrinde erzeugt und irgendwelchen Produktionskurven?»

«Das stimmt genau», antwortete Dr. Steinbrüchel, «und daß wir Nikotinarne dabei euch Ärzten einen Teil der Kundschaft wegnehmen, macht mir keine Gewissensbisse, denn mit eurem großen Verbündeten, der chemischen Industrie, zusammen bringt ihr es fertig, mehr Bedürfnis nach ärztlicher Betreuung zu wecken als ihr zu bewältigen vermögt.»

«Zugegeben, daß bei den Höhlenbewohnern die Anstrengungen mehr darauf gerichtet sein mußten, das unmittelbar Lebensnotwendige herzuschaffen», warf Ingenieur Weber ein, «aber wenn es damals keinen Sekretär des Verbandes der Verarbeiter

nikotinarmer Virginia-Tabake gab und auch keinen Radiohandel, so brauchen wir uns deswegen keine Minderwertigkeitsgefühle wachsen zu lassen. Im Gegenteil: in einer Zeit zu leben, die es sich leisten kann, neue Bedürfnisse zu kreieren, scheint mir ein Vorzug zu sein. Wie unendlich viel größer ist doch unsere Möglichkeit, unser Leben nach unserm freien Willen zu gestalten, als jene der Höhlenbewohner ...»

«Angenommen, es wäre so», sagte Dr. Leibundgut mit einer Schärfe, welche die Halbrunde vor dem Kaminfeuer aufhorchen ließ, «angenommen, lieber Herr Weber, Ihre Behauptung stimme, dann möchte ich fragen, was dann als sichtbares Zeichen von diesen Möglichkeiten, das Leben zu gestalten, zeugt? Etwa die im Weltraum herumirrenden Raketen, die Fernsehprogramme, die als ‚Création‘ – das heißt ‚Schöpfung‘ – etikettiert sind, oder die Klecksereien, die sich als Gemälde verkaufen? Wird man solche Kunst in 10 000 Jahren noch ansehen und deuten können, wie es auch dann noch geschehen wird mit den so lebendig wirkenden Tiergestalten, die unsere nur von der Hand in den Mund lebenden Vorfahren beim Fackelschein an die Wände ihrer Höhlen zeichneten? – Aber es ist ja gar nicht weit her mit unserer Möglichkeit, das Leben nach unserem Willen zu gestalten. Ich behaupte sogar, der Großteil von uns versucht das gar nicht, und wer es versucht, für den ist es ein Abenteuer mit ungewissem Ausgang.

Ich könnte ein Beispiel aus meiner gegenwärtigen Praxis anführen, das mir als Einzelfall bezeichnend für unsere Zeit zu sein scheint.»

«O bitte, erzählen Sie», bettelten die Damen, stets begierig auf Berichte aus seinen Berufserfahrungen.

«Warum nicht», sagte Leibundgut nach kurzer Überlegung, «ich kann es umso eher tun, als ich nicht mit meinem Arztgeheimnis in Konflikt komme. Denn der Fall hat sich weit von hier abgespielt und ist in der Öffentlichkeit nicht bekannt geworden. Mich hat er übrigens besonders beeindruckt, weil er einen Kameraden aus der Mittelschulzeit traf, mit dem ich seinerzeit aufs engste befreundet war.

Nennen wir ihn Heiri Honegger. Der Name tut nichts zur Sache. Er stach schon damals aus unserm braven Durchschnitt heraus: ein hagerer, mittelgroßer Kerl mit dichtem, struppigem Haarschopf, einer eigenwilligen Nase und grünlichen Augen, in denen manchmal unverhofft und fast erschreckend eine dunkle Erregung aufblitzen konnte, die aber öfter noch Funken des Spottes sprühten. Er war vielleicht

der intelligenteste von uns allen, und wenn es ihm eben lag, so konnte er den Lehrern die Gedanken von der Stirn lesen, bevor sie ausgesprochen waren und Probleme lösen, bevor wir andern sie überhaupt erfaßt hatten.

Wenn wir jaßten, und wir taten das eine Zeitlang mit Leidenschaft, so schien er durch die Karten hindurchzusehen, wo die Trümpfe lagen: Und bevor er den letzten Stich einheimste, nannte er die Summe seiner Punkte. Da war kein Nachzählen nötig. Manchmal machte es ihm Spaß, sich eine zu hohe Zahl zuzuschreiben, und dann war sein Hohn beißend, wenn der Gegner den Betrug nicht merkte: „Ihr Idioten, könnt ihr denn nicht einmal 36 Karten im Kopf behalten!“ Und er war imstande, Stich um Stich herzusagen, wie sie gefallen waren. Und wehe, wenn sein Partner einen Match verdarb, indem er den Kreuzachter verwarf, statt mit dem Nell zu stechen: da konnte er fuchsteufelswild werden.

Auf Spielverderber war er überhaupt nicht gut zu sprechen, und wenn es darum ging, einem Lehrer einen Streich zu spielen, so wagte keiner, aus der Reihe zu tanzen. Dabei verlangte er aktives Mitmachen, so etwa bei jener unvergeßlichen Sinnestäuschung, die wir dem braven alten Physiklehrer angedeihen ließen. Honegger saß in der vordersten Bank der Mittelreihe und gab den Takt an für ein leiss beginnendes und immer ausgeprägteres Wiegen der Oberkörper; er war sicher, daß wir alle seine Bewegungen genau mitmachen würden. Wir sahen den Physiklehrer stutzen, wegstarren, uns wieder betrachten, wir sahen, wie er sich die Augen rieb – und wiegten in dem von Heiri befohlenen Takt unentwegt weiter, mit immer größeren Ausschlägen. Wir sahen, wie seine Haltung unsicher wurde und wie er tastend nach dem Experimentiertisch griff: „Ist Ihnen nicht wohl, Herr Professor?“ fragte Honegger da, „darf ich Sie hinausbegleiten?“ Und der kleine Physiklehrer: „Danke, nein, es ist vorbei“, denn wir hielten uns nun bockstill, „ich glaube, mir war ein wenig schwindlig.“ Über solche Streiche konnte Heiri nach Wochen noch sich halb tot lachen.

Dabei war er aber nicht bösartig, und wenn auch gewiß kein bequemer Schüler, so doch bei allen guten Lehrern wohlgelitten. Er hätte eine glänzende Matur machen und jedes Studium ergreifen können. Als unser Klassenlehrer seine Primanerarbeit besprach, sagte er ihm eine Zukunft als Wissenschaftler voraus.

Ein paar Wochen nachher – wir bummelten nach un-

serer Gewohnheit zusammen am Flußufer – bemerkte er leichthin: „Der Nörz“, so nannten wir unseren Klassenlehrer, „wird Augen machen, wenn ich abhau.“ Ich begriff erst nach mehrmaligem Fragen seine Absicht, noch vor der Matur die Schule zu verlassen, um in Kapstadt bei einem entfernten Verwandten als Gehilfe in ein Getreidehandelsgeschäft einzutreten.

Alle meine Einwände tat er mit einem Lachen ab. Da sehe man es einmal, wie es mit unserm vielgerühmten Grundsatz vom freien Willen und vom Selbstbestimmungsrecht des Menschen stehe. Sobald einer damit Ernst machen wolle und sich weigere, nach spießbürglerischer Gepflogenheit zu tanzen, falle man über ihn her, betrachte ihn als Abtrünnigen, scheue den Vorwurf nicht, er wolle sich um seine Verpflichtungen gegenüber der menschlichen Gesellschaft drücken. Daß seine Eltern jammern, könne er noch verstehen, aber von mir hätte er mehr Verständnis erwartet.

Heiri Honegger verschwand wirklich aus unserm Kreis, und sein Bedürfnis, sich völlig zu lösen von allen Bindungen, schien so groß zu sein, daß man lange Jahre kein Lebenszeichen von ihm vernahm.

Dann fand er irgendwie den Weg zurück in die alte, kleine Heimat. Und – verwunderlich genug – als Dreißigjähriger reihte er sich freiwillig ein in die Gesellschaft, der er als kaum Zwanzigjähriger stolz den Rücken gekehrt hatte. Er schien im Ausland nicht unbeträchtliche Mittel erworben zu haben, denn er beteiligte sich an einem Unternehmen.

Ich sehe nun», unterbrach sich Dr. Leibundgut, „ich darf die Branche nicht näher bezeichnen, ohne mein Arztgeheimnis zu gefährden, denn mit dem Augenblick seiner Beteiligung begann das Geschäft so rasch zu wachsen und wurde so bekannt, daß Sie, meine verehrten Zuhörer, doch zu Kombinationen verlockt werden könnten, vor denen ich Sie bewahren möchte. Mutmaßen Sie aber ruhig von der Reißverschluß- bis zur Zementröhrenfabrikation! Die Branche tut nichts zur Sache. Wichtig ist die Situation Honeggers, der als erfolgreicher Unternehmer seine volkswirtschaftliche Funktion erfüllte, indem er Geld in einen Produktionsapparat investierte, Rohstoffe kaufte, Mitarbeiter anwarb und etwas fabrizierte, das er verkauft – zu einem Erlös, der nach Deckung aller Kosten noch Etliches übrig ließ, was er als Belohnung betrachten durfte für seine Arbeit, für seine Ideen und sein Risiko.

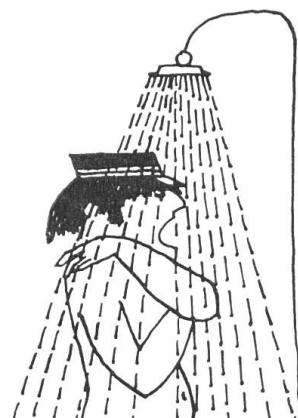
Das hört sich einfach an, aber es ist in unserer modernen, in stürmischem technischem Fortschritt stehenden und vom Staat in mancherlei Richtungen dirigierten Wirtschaft viel verzwickter, als man es sich vorstellt. Verwundern Sie sich nicht, daß ein Arzt Ihnen solches dozieren kann, als ob er selbst dabei zu sein pflegte, aber unsere Patienten bieten uns genug Anschauungsmaterial. Sie glauben nicht, was einem heutzutage nur die Personalbetreuung für Mühe macht: vom ausländischen Hilfsarbeiter bis zum Chefkonstrukteur will jeder umsorgt und verhätschelt werden. Nicht weniger Nöte bereiten die Liefertermine: auf der einen Seite drängen die Kunden, auf der andern Seite kämpft man mit den eigenen Lieferanten.

Frau Steinbrüchel, ich habe noch Ihr Wehklagen in den Ohren, von dem kleinen Umbau her, dem wir dieses herrliche Kaminfeuer verdanken. Stellen Sie sich nun vor: Ein Unternehmer, der auch nur ein Fünklein Dynamik besitzt, hat praktisch ununterbrochen die Handwerker im Haus, denn er muß vergrößern, erneuern, umstellen, rationalisieren, reparieren und dabei soll der Betrieb weiterlaufen ohne Rücksicht auf die Unordnung. Wenn der Architekt die Pläne erstellt hat und sie von der Baupolizei und vom Fabrikinspektorat genehmigt sind und die statischen Berechnungen endlich geliefert werden, dann hat einmal der Maurer keine Arbeiter, und nachher fehlt das Armierungseisen, und die Gipser möchten beginnen, bevor der Beton trocken ist, und haben dann keine Zeit mehr, und der Heizungslieferant muß Wände und Decken durchlochen, weil die Durchgänge für die Röhren am falschen Ort ausgespart wurden. Der Elektroinstallateur macht das Werk des Gipsers zuschanden, und der Fensterfabrikant muß auf die Beschläge warten. Der Bodenleger muß den Kunstgummibelag wieder herausreissen, weil der Fußboden einem Wellblech gleicht. Und dazwischen verlangen die eigenen Arbeiter wieder einmal Lohnerhöhung, der Chefbuchhalter kündigt, und die Konkurrenz bringt ein neues Produkt auf den Markt. Die europäische Integration wirft ihre Schatten, die Rohstofflieferanten schließen sich zu einem Kartell zusammen und erhöhen die Preise, der Hauptabnehmer will einen langfristigen Vertrag abschließen, der Delegierte für Kriegswirtschaft verlangt höhere Pflichtlager, die Inspektoren der Steuerverwaltung leuchten in den letzten Winkel der Erfolgsrechnung hinein . . .

Kurz und gut: Tausend Dinge sind es, die einen

Schweizerische Limericks

Von Regula Matzinger-Pfister



Es ging ein
Student ins Bad Letten,

Der übte beim Duschen Motetten,
Auf dem Floss Madrigale.
Denn er hat Ideale

Und macht Geld mit Yeah-Yeah-Quartetten.



Es war einst
ein Mann in Saas-Fee,
Der braute aus Männertreu Tee.

Kann man ihm trauen?

Er verkauft ihn nur Frauen

Und Ehemännern in spe.

Unternehmer belasten und beschäftigen, und nach außen muß er der freundlich lächelnde Mann bleiben.

Kein Wunder, daß angesichts solch dauernder Anspannung da und dort einmal die Natur sich rächt. Auch Honegger hätte im Grund mindestens so sehr Anspruch auf einen Herzinfarkt oder einen Nervenzusammenbruch gehabt, wie mancher seiner Kollegen. Von den Umtrieben, die etwa ein Fabrikumbau mit sich bringt, war ihm nichts erspart. Im Gegenteil, er hatte ein Vielfaches davon zu kosten, da er seinen Betrieb weit über das landesübliche Maß hinaus vergrößerte. Und dazu noch unter widrigsten Umständen. Sein Partner war ihm ein schwerer Hemmklotz, und die Konkurrenz, die plötzlich seine lebendige Kraft zu spüren bekam, wehrte sich mit allen ihr zur Verfügung stehenden Mitteln. Und die darf man nicht gering einschätzen. Auch darüber könnte ich Ihnen aus den Erfahrungen mit meinen Patienten erzählen, wie wenn ich dabei gewesen wäre bei den erbitterten Kämpfen, die sich da manchmal, dem Uneingeweihten nicht sichtbar, auf dem Schlachtfeld der Wirtschaft abspielen. In unserem unter dem Motto der Gewerbefreiheit stehenden Land ist es kein Spaß und kein leichtes Spiel, Außenseiter zu sein. Und mancher, der sich anmaßte, neu in den Kreis bestimmter Anbieter zu treten und ungefragt seinen Anteil am Markt zu vergrößern, hat nicht nur seine finanziellen Reserven eingebüßt, sondern auch die Nerven so sehr strapaziert, daß es – ich versichere es Ihnen, Herr Dr. Steinbrüchel – durchaus kein eingebildetes Bedürfnis nach ärztlicher Betreuung ist, das ihn in mein Sprechzimmer führt.

Honegger hat nun diesen Kampf ohne finanziellen oder gesundheitlichen Schaden überstanden und war verhältnismäßig bald einmal von seinen Konurrenten anerkannt und als einer der Ihren betrachtet.

Er begnügte sich nicht damit, seiner Unternehmung und seinen Mitarbeitern ein wirklicher Führer zu sein. Er gründete auch eine Reihe seinem Hauptbetrieb zudienender Gesellschaften, machte aktiv in den Berufsverbänden mit. Er, der vor der Matur aus dem Gymnasium gelaufen war, wurde zum tatkräftigsten Förderer des beruflichen Bildungswesens, er betätigte sich politisch, stellte sich seiner Gemeinde für Ehrenämter zur Verfügung und hielt es nicht unter seiner Würde, die Lokalsektion des Automobilclubs zu leiten. Sein Tageslauf, die von Terminen stets fast platzende Agenda boten genau das Bild jener Herren, deren Herzkranzgefäße eines schönen Tages aus uns

noch nicht genau bekannten Gründen plötzlich jene fatale Erscheinung produzieren, die ihrem vielbeschäftigten Besitzer auf Wochen oder Monate hinaus die Muße zuteilt, die er sich nicht zubilligen möchte oder konnte.

Daß Honegger durch seine berufliche Tätigkeit und was damit zusammenhangt, nicht belastet gewesen wäre, das könnte kein Mensch annehmen. Er selbst hat, als er mich zu sich kommen ließ, allerdings behauptet, er sei dieser Belastung durchaus gewachsen gewesen. Das Verhalten, das man ihm nun vorwerfe, sei geradezu ein Beweis dafür, und nichts sei absurdler als die Annahme, er leide gewissermaßen an einem seelischen Kollaps. Den Anlaß, der uns nach unzählten Jahren wieder zusammenführte, würden Sie kaum erraten. Staunen Sie nur: Es war sein Auftrag, ein Gutachten zu liefern über seinen Geisteszustand.

Was ich vorhin über die Unternehmungen und über die Lebensweise Heiri Honeggers erzählte, erfuhr ich zum größten Teil erst im Zusammenhang mit diesem Auftrag. Denn wir hatten uns nach seiner Rückkehr in die Schweiz zwar wohl gelegentlich gesehen. Doch war die alte Vertraulichkeit in einem gewissen gegenseitigen Übereinkommen nicht mehr zwischen uns eingekehrt. So war ich denn erstaunt, eines Tages ziemlich dringlich und unter Berufung auf unsere alte Kameradschaft zu ihm gerufen zu werden. Umso mehr, als er – mir völlig unverständlich – als Adresse jene einer mir wohlbekannten privaten Nervenheilanstalt nannte.

„Das hättest du wohl nie gedacht, daß du deine Kunst einmal an mir ausprobieren könntest“, rief er mir entgegen, als ich, seinem Auftrag folgend, das helle, gemütlich möblierte Zimmer betrat, in dem er, wie er sich ausdrückte, ein zeitlich beschränktes Eremitendasein führte.

Der leitende Arzt, einer meiner hochverehrten Kollegen, hatte mich über den Fall orientiert, aus dem er nicht recht klug werde, weshalb er den Wunsch des Patienten, mich beizuziehen, durchaus begrüße. Die ganze Angelegenheit sei äußerst delikat, der Familie und den Geschäftsfreunden liege viel daran, jedes Aufsehen zu vermeiden. Die Rechtsgrundlage für eine allfällige zwangsweise Internierung sei aber zweifelhaft, und wenn der Patient bis jetzt zum Glück dem doch wohl sehr indizierten Aufenthalt in einer Anstalt freiwillig zustimme, so könne man angesichts des Geschehens nicht darauf zählen, daß er

nicht unversehens andern Sinnes werden könnte, und das gäbe unter Umständen eine unangenehme Situation.

Was war eigentlich geschehen?

Honegger war an einem schönen Montagmorgen von zu Hause weggefahren, genau so, wie er das immer tat. Er hatte ausgiebig gefrühstückt, die Morgenzeitungen kurz durchblättert, seine Zigarette angezündet, Mantel und Hut angezogen, die dünne Aktenmappe unter den Arm geklemmt, das Garagetor geöffnet, den Wagen herausgestellt. Er hatte mit dem bellend und erwartungsvoll um ihn herum stürmenden Schäfer ein paar Worte gesprochen und ihm dann die jeden Morgen neue Enttäuschung bereitet, ihn ins Haus zurückzuschicken. Er hatte das Garagetor zugekippt und war abgefahren, genau wie immer.

Niemand im Bureau hatte in der letzten Zeit etwas Besonderes wahrgenommen. Er hatte die gewohnten Dispositionen getroffen, Sitzungen anberaumt, Besuche fixiert, Besichtigungen vorgesehen. Auch seiner Frau war nichts aufgefallen an seinem Benehmen. Er war nicht besonders nervös gewesen, hatte nicht übermüdet geschienen, ihres Wissens hatte er auch nicht irgendwelche Differenzen gehabt, weder im Geschäft noch privat. Gewisse Diskussionen über Familienangelegenheiten waren der Erwähnung kaum wert.

Nun also, Honegger war von zu Hause abgefahren, aber er war nicht angekommen im Geschäft. Der Sekretärin telephonierte er von irgendwoher, er sei verhindert, zu erscheinen. Sie mußte ihm die Agenda der laufenden Woche vorlesen, und er diktierte ihr rasch und bestimmt Anweisungen, wer ihn zu vertreten habe, teilweise auch ein paar Stichworte über die Haltung, die in diesem und jenem Fall einzunehmen sei. Aber wo man ihn telefonisch erreichen könnte, wann er wieder im Geschäft erscheinen werde, was man dem Partner, den von ihm als Stellvertreter bezeichneten Mitarbeitern oder auch Geschäftsfreunden als Grund nennen solle für seine Unabkömmlichkeit, das war nicht aus ihm herauszubringen. Er sei ganz einfach verhindert, basta. Und erst als Fräulein Ehrensberger, die als getreue und langjährige Arbeitskameradin sich etwas erlauben durfte, mit aller Energie darauf bestand, ließ Honegger sich zur Zusage bestimmen, er werde morgen oder übermorgen wieder anläuten.

Kein Wunder, daß diese höchst mysteriösen Umstände in der Firma Erregung hervorriefen. Mit dem

besten Willen konnte man sich nicht vorstellen, was hinter diesen Dingen steckte.

Die besonnene und umsichtige Fräulein Ehrensberger, die doch gewiß getan hatte, was in ihren Kräften stand, wurde um zusätzliche Auskünfte bestürmt. Und obwohl sie immer wieder bestätigte, Honeggers Stimme habe durchaus ruhig und normal geschienen, war sein Partner nicht von der Meinung abzubringen, da liege ein Verbrechen vor, Entführung, Erpressung oder noch Schlimmeres. Auch Frau Honegger, die natürlich angefragt worden war, ob sie wisse, wo ihr Mann sei, steigerte sich rasch in eine große Aufregung hinein.

So kam es, daß zwei Stunden nach dem Telephon Honeggers an seine Sekretärin auf dem Polizeifunk des ganzen Landes das Signalement von Heiris Wagen durchgegeben wurde. Und bevor zwei weitere Stunden vergangen waren, erfuhr man, er sei keine 30 Kilometer vom Wohnort entfernt gemächlich ein Seitental hinaufgefahren.

Und dann habe man ihn aufgefunden, leider in einem Zustand, der sofortige Internierung nahelegte. Die kleine auf die Suche nach dem Vermißten ausgesandte Expedition fand ein paar Kilometer oberhalb der Stelle, wo er gemeldet worden war, den Wagen in einem Waldweg parkiert. Und Carla, die vorsorglich mitgenommene Schäferhündin, habe ohne Zögern die Spur ihres Herrn aufgenommen und nach wenigen hundert Metern sich samt der Leine losgerissen, um mit einem unbeschreiblichen Freudengeheul auf Honegger loszustürzen.

Der aber sei ohne Zweifel plötzlich verrückt geworden: saß in den Unterhosen am Ufer eines Bächleins, hatte neben sich vollständig mit Erde beschmutzte Hosen an der Sonne ausgebreitet und war offenbar im Begriff in dem eiskalten Wasser – es war anfangs März – die Füße zu baden. Es sei unmöglich gewesen, mit ihm ein vernünftiges Gespräch anzuknüpfen. Und als man versuchte, ihn so sinnend wie möglich zum Heimkommen zu bewegen, habe er einen Tobsuchtsanfall erlitten, der schlimme Folgen hätte zeitigen können, wenn nicht der kräftige Polizeigefreite die Situation gerettet hätte. Denn Honegger stürzte sich auf den Sohn seines Partners. Und der Hund Carla, anscheinend tollwütig geworden, biß wild um sich, bis er von einem gewagten, aber wohlgezielten Schuß des Polizisten niedergestreckt wurde. Der naheliegende Verdacht, der Hund habe schon vorher an Tollwut gelitten und es sei un-

bemerkt der Tollwut-Bazillus in die Blutbahn Honeggers geraten, sei durch die Untersuchungen nicht bestätigt worden. Möge nun der negative bakteriologische Befund für die drei vom Hund gebissenen Expeditionsteilnehmer und für den Patienten Honegger tröstlich sein, so sei für den Psychiater das Problem deswegen nicht gelöst. Momentan – so sagte mein Kollege – denn ich zitiere immer noch, natürlich in die Laiensprache übersetzt, seinen Bericht,» erklärte Dr. Leibundgut, «momentan seien eigentlich keine Krankheitserscheinungen mehr festzustellen. Der Schuß des Polizisten habe gewissermaßen als Schocktherapie gewirkt: der Patient sei ohne Widerstreben in seine nassen Kleider geschlüpft und habe sich hierher bringen lassen.»

Hier nahm der Erzähler einen tüchtigen Schluck aus dem Glas, das der Gastgeber eben wieder gefüllt hatte und fuhr dann fort: «Und wie sieht nun die Geschichte in der Schau unseres Patienten aus? Honegger hatte an jenem Morgen tatsächlich kein anderes Ziel gehabt als sein Geschäft, das ihm je und je Spaß bereitet hatte. Was die Familienangelegenheiten anbetrifft, die seine Frau dem Inhaber der Nervenheilanstalt gegenüber bagatellisierend ange deutet haben mag: möglicherweise haben ihn die Fragen, die man in letzter Zeit des öfteren diskutiert hatte, mehr beschäftigt, als sie annahm und er selbst sich zugestehen wollte. Gewiß, man stritt sich nicht, man lebte recht und schlecht zusammen. Und es wäre lächerlich gewesen, wenn er ihre Wünsche hätte beschneiden wollen, auch wenn sie mehr und mehr Geld kosteten.

Daß man ihn auch gar nur als den betrachtete, dessen Pflicht es war, alle Ausgaben zu decken, vor allem auch für die erstaunlichen Beträge, die seiner drei Kinder Ausbildung nun verschlang, die alle in auswärtigen Instituten untergebracht waren, das schätzte er zwar nicht besonders, weil man mit großer Selbstverständlichkeit über seine Mittel verfügte, ohne ihn auch nur zu fragen und ihn, wenn er einmal die Meinung äußerte, wie wenig das im Grund angebracht sei, mit betont lässiger Nachsicht anhörte, als wolle man dem guten alten Herrn seine verschrobenen Ideen nicht weiter übel nehmen.

Nicht, daß er sich dadurch besonders betroffen gefühlt hätte; er war sich schließlich seines Wertes bewußt. Und auch an jenem Sonntagabend, als alle drei Kinder nach einem der seltenen Wochenende, das sie daheim verbrachten, wieder in alle Windrich-

V E X I E R B I L D



Wo ist der zweite Führer?

tungen abfuhren, war es kein ernstlicher Groll gewesen, den sie mit ihren nur wenig von ernsthaftem Studium zeugenden Berichten, ihren Ferienplänen und ihren beim Abschied offen hingestreckten Händen in ihm geweckt hatten.

Als er auf der Fahrt ins Geschäft zufällig das Handschuhfach öffnete, fiel ein quadratischer Briefumschlag heraus, der in den großen auffälligen Buchstaben seiner Tochter nur die Aufschrift ‚An Papa‘ trug. Beim roten Licht an der ewigen Baustelle las er das Briefchen: ‚Lieber Paps, sei so gut und erlaub mir, Segelfliegen zu lernen. Du weißt ja im Grund genau, daß man tun sollte, wozu man wirklich Lust hat, und das ist eigentlich flott von Dir. Du bist doch einverstanden – wir brauchen es Mama ja nicht zu sagen, ich habe mich schon eingeschrieben, Gruß Deine Tochter.‘ ‚So so, das ist eigentlich flott von dir‘, sagte Honegger vor sich hin, ‚weiß ich denn wirklich noch, daß man das tun sollte, wonach man wirklich Lust hat?‘ Er hatte das Aufhören des Gegenverkehrs nicht bemerkt. Da hupte schon einer ungeduldig hinter ihm: ‚Sehen Sie denn nicht, daß längstens Grün ist?‘

Auch im Rehhag ist es jetzt grün, ging es Honegger durch den Kopf, als er losfuhr – und wirklich: tun sollte man, wozu man Lust hat.

Und dann fuhr er zur Stadt hinaus, telephonierte vom nächsten Dorf aus ins Bureau, bummelte auf Nebenwegen durch die Frühlingslandschaft, als in einer Bauernwirtschaft eine gute Portion Speck mit Spiegeleiern und Schwarzbrot, spielte mit dem Viehhändler und dem Tierarzt, die dort beim Znüni saßen, einen währschaften Bieter und nannte die Zahl seiner Punkte, bevor er den letzten Stich einstrich. Dann fuhr er gegen den Rehhag und parkierte den Wagen am Eingang des Seitentälchens, das er kannte wie seinen Hosensack. Er wanderte ohne Mantel und Hut dem Bächlein entlang, lag am Rand der Waldlichtung an der Sonne, lauschte auf Vogelgezwitscher und Insektengesumse und beobachtete lange eine rote Waldameise, die sich mit dem mühsamen Transport eines für ihre Verhältnisse riesigen Ästleins befaßte. Dann zog er Schuhe und Strümpfe aus und fühlte mit Wonne den weichfedernden Waldboden unter seinen Schritten.

Als er am Bächlein nach Krebsen greifen wollte, glitt er aus und fiel der Länge nach hin. Bevor seine Kleider wieder trocken waren, überraschte ihn Carlas stürmische Begrüßung. Und ehe er noch überle-

gen konnte, wie der Hund sich hierherzufinden vermocht hatte, kamen diese Idioten und wollten wissen, was er hier tue – als ob das ein halbwegs intelligenter Mensch nicht selber gesehen hätte und als ob er ihnen Rechenschaft schuldig gewesen wäre. Und als dann der Sohn seines Partners, dieser arrogante Grünschnabel, sich anmaßte, ihm Verhaltensmaßregeln zu geben, da konnte er nicht mehr an sich halten. Dann ging alles so schnell, daß man es kaum genau erzählen kann. Carla spürte natürlich, daß alle ihres Herrn Feinde waren, und setzte sich mit ihrem ganzen Mut für ihn ein. Sie bezahlte ihre Treue mit dem Tod.

Er habe den Schuß gehört und das Tier fallen sehen, sagte Honegger. Das sei gewesen, wie wenn ein Blitz neben ihm in die Erde gefahren wäre. Einen Augenblick lang habe er ein wildes Bedürfnis empfunden, den Schützen mit bloßen Händen zu erwürgen. Aber dann sei sein Zorn mit einem Schlag verbraucht, eine gähnende Leere sei vor ihm gestanden, und zum ersten Mal in seinem Leben habe er nur den Wunsch nach völliger Ruhe und nach Gelegenheit zu ungestörtem Nachdenken verspürt . . .

«Aber dieser Mensch ist doch völlig normal!» rief Frau Weber, «der ist doch so normal wie Sie und ich, nicht wahr, Herr Doktor?»

«Haben Sie Dank für Ihr Zutrauen», lächelte Leibundgut, «wir Psychiater stehen ja nicht gerade im Ruf, besonders normal zu sein. Der Fall ist aber vielleicht nicht so einfach: Ich muß hinzufügen, daß Honegger die feste Absicht hegt, aus der Leitung seiner Geschäfte zurückzutreten und im Rehhag Bienen und Hunde zu züchten, um dabei Muße zu haben zum Nachdenken über den Sinn des Lebens. Und das darf nicht leicht genommen werden, denn es ist ihm ernst damit. Man muß die Besorgnisse seiner Frau begreifen. Sie hat auf alle Fälle einen Anwalt mit der Vertretung ihrer finanziellen Interessen beauftragt.

Fassen wir zusammen: Können wir einen Mann, der tut, wozu er Lust hat, und bereit ist, eine lukrative und erfolgreiche Tätigkeit aufzugeben, um Hunde und Bienen zu züchten und über den Sinn des Lebens nachzudenken, als normal bezeichnen?» Man blickte ein wenig in die niedriger züngelnden Flammen, und dann murmelte Dr. Steinbrüchel: «Normal natürlich nicht, das ist klar – aber wenn er in seiner neuen Behausung im Rehhag ein gutes modernes Cheminée einbauen wollte – ich glaube fast, man könnte ihn beneiden.»